

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1915**

140 (19.6.1915) Unterhaltungs-Beilage

Strick-  
re großen  
igenen  
überhaupt  
und so  
h. wenn  
Arbeits-  
nterstützt,

14. Juni,  
sicher Vol-  
Stimmen  
Ligtiedern

lein, hat  
ungsrück-  
agt. Der  
abgelehnt  
igkeit des  
zu sein.

nder „Se-  
rn ist das  
ngereiten,  
er Partei  
wei Ten-  
s Wieder-  
teien des  
egen den  
Parteien  
zu erleich-  
tere Ten-  
nterischen  
in hinaus-  
parlamente  
mit dem

zand die  
nehmen,  
n, fieber-  
n zu ma-  
bulgaris-  
aus mit  
und sagt:  
redierten  
d handelt  
der Regel  
u. a. ab.  
häufigen

esfahr für  
Ergen“  
Sofia und  
in ab, im  
lung des  
effekung  
bebeute  
abhängig-

hat auf  
drohung  
die  
re Per-  
nn auch  
Abtreibe-  
nd von  
vorhaken  
ednung;  
nen und  
nen durch  
öffent-  
ng von  
solcher

Forde-  
nach-  
benge-  
Strafe-  
wungen  
Anzahl  
achtlich  
Das die  
B. Wo  
verfab-  
zufüh-  
dwirte

rd, der  
inigen  
te den  
einge-

von 22  
überaus  
unab-  
Zus-  
bebeitet.  
en. Er  
meiben  
lag.

# Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 19. Juni

des „Volksfreund“

Nummer 140 — 1915

## Gedanken über Frankreich.

Ein alter badischer Parteigenosse, der in jüngeren Jahren Frankreich näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, schreibt der Mannheimer Volksstimme über die Eindrücke, die er während des Krieges aus Feldpostbriefen von der Westfront erhalten hat, das folgende:

Ich habe den Vorzug, zuweilen recht tiefblickende, feinsinnige Briefe eines „Feldgrauen“, der das Weltschmerzliche wie keine Muttersprache, zu erhalten. Wenn einmal die 50 Milliarden Kriegsschädigung im Reichsstaaten klumpen und die Pressezensoren ad acta gelegt sind, stehen die Episteln zur Verfügung. An unseren Feinden, die uns von allem Uebel, von Militarismus und Steuerdruck, Knechtung und Ausbeutung, befreien wollen, übt mein lieber Feldpostler selbst zunächst die schwerste Zensur. Frankreich gilt ihm als ein Land der Phrasen, das die freiheitlichen Erwartungen, die eine Republik ihrem Volke pflichtgemäß zu erfüllen hat, elend zu Schanden werden ließ. Die Grundpfeiler dieses republikanischen Regierungssystems (das Frankreich anno 1870—71 eigentlich Deutschland zu verdanken hatte) — diese Grundpfeiler: Arbeit, Bildung und Wohlstand für alle, haben die republikanischen Regierungsmächigen niemals errichtet, nie errichten wollen. Als Widerungsgrund ist freilich gelten zu lassen, daß Frankreich keine soziale, sondern nur eine bürgerliche Republik zustande brachte; die damaligen Gründer, wie alle die hochberühmten Namen jener Epoche, haben vor allem ihren Familien finanzglänzende Verhältnisse geschaffen. Nicht so dem schaffenden französischen Volk.

Meine Feldpostbriefe erzählen, daß Dörfer und Städte, abgesehen vom schmutzigen Rathaus oder Marktplatz, an hygienischen Einrichtungen und sozialer Fürsorge alles zu wünschen übrig lassen. Die Häuser in den Dörfern sind zumest als elende Baracken zu bezeichnen, anstatt Bretter haben sie Backstein- oder Lehmwände. Fenster sind deshalb so spärlich vorhanden, weil die Republik sich nicht entschließen konnte, die infame Fenstersteuer abzuschaffen. Gute Döser trifft man selten, obwohl unsere Soldaten empfunden haben, daß es in der Champagne recht kalt sein kann. Die Kleidung der Landleute ist ebenso schlecht wie schlottrig. Die Champagne ist von der Natur mit verschwenderischer Fruchtbarkeit ausgestattet. Aber all diese Felder und herrlichen Weinberge mit ihrem für die Champagnerweinstock so günstigen Kreideboden gehören weitaus nicht den schaffenden Bauern, sondern reichen Adligen oder Aktiengesellschaften. Auf der Höhe der Rebhänge steht in der Regel ein reizendes Schloß mit schmucker Architektur und einem mit raffiniertem Luxus ausgestatteten Meublement, in dem sich jetzt unsere Offiziere begnügen eingeweiht haben. Vermutlich werden ihnen auch die gewaltigen Champagnerkeller, die vielfach in die Berge eingebaut sind und Millionen von Flaschen edelsten Sektes bergen, nicht hermetisch verschlossen sein. Unseren Feldgrauen gelangt mandmal auch, so einen Tropfen unter Surra knallen zu lassen.

Meine Feldpostbriefe — ihr Schreiber ist ein Stück Pädagoge — schildern auch in drastischer Art die jämmerlichen Schulverhältnisse der französischen Dörfer und Städte. Examen, die er mit Zwölf- und Dreizehnjährigen anstelle, hätten gezeigt, daß sie eher Analphabeten seien als schulenklassen Jungens; wenigstens wüßten alle weniger als bei uns selbst solche Schüler, deren Zeugnis einen permanenten „Hinter“ aufweist. Sicherlich könnte die Hälfte der Einwohnerchaft Frankreichs nur dürftig lesen, schreiben und rechnen. Zweifellos hätten jedoch gute Schulen die übliche Kirchenmacht Frankreichs gründlicher beseitigt als die betriebene öde Pfaffenfreierei, und die Pflege des Volkswohls wäre eine wirksamere Sache an Deutschland gewesen als die nun so böse ausgefallene Republikpolitik. Leider hat eben diese Bourgeoisrepublik die alte feudale Regierungsmethode, das schaffende Volk arm und dum zu erhalten, um leichter herrschen und ausbeuten zu können, für nachahmenswert und zweckdienlich erachtet. Nach der Befiegung der Kommune hat man jahrzehntelang alle sozialistischen Regungen erstickt, die Gewerkschaften bekämpft, ja auf streifende Arbeiter schießen lassen. Nach meinen Feldpostbriefen ist in französischen Dörfern von sozialistischen Parteiverbänden kaum etwas zu verspüren. Die Frucht dieser gewalttätig unterdrückten Bildungsbewegung zeigt sich jetzt in diesem Kriege u. a. auch darin, daß verwundete und gefangene Deutsche beschimpft, ja mißhandelt werden. Ehrenlichere Weise zeigen sich aber die guten Charaktereigenschaften der Franzosen alsbald, wenn die französischen Orte von deutschen Truppen dauernd besetzt bleiben. Unser badischer Parteigenosse und Leutnant Brandel Geß hat in Briefen hierüber Züge rührender Anhänglichkeit nach Hause berichtet.

Die Naturanlage des Menschen ist in Frankreich unbestreitbar „edel, hilfreich und gut“, aber bald wirkt unser Erziehungssystem schon in das Kinderherz die Eigentümgier, die Sucht zu befehlen — und zu gehorchen. Warum wollen auch die Machthabenden sich nicht dazu verstehen, die guten Charakteranlagen der Menschen zu fördern, anstatt die brutalen, gierigen Instinkte? Echten Pädagogen gelänge dies bald, — wenn man es oben so wollte. Mit den 45 Milliarden, die der Krieg bis heute in Europa verdrungen hat, wäre die ganze, unerschöpflich reiche Erde urbar zu machen, Schulen, Kunst, Handel und Gewerbe zur höchsten Blüte zu bringen, alle Not durch rege lobnende Arbeit zu beseitigen gewesen. Die Erde ist ein Paradies und nur die Herrschucht und Bosheit der Menschen macht eine Hölle daraus. Es soll ja zugestanden werden, daß in den langen Jahrzehnten der französischen republikanischen Regierung manches gebessert worden ist;

aber das Fazit zeigt, daß eben die Reichen noch reicher, das Proletariat, die Armen, noch ärmer geworden sind. Freilich paßt für uns Deutsche auch das Wort: „Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die französischen Pharisäer!“ Bei uns mangelt vieles. Aber das deutsche Proletariat kann rühmend von sich sagen, daß es seiner Energie und seinem Mut zu danken ist, daß manche Ergebnisse auf dem Gebiete der Sozialpolitik erreicht wurden; denn Staat und Kirchen haben selten freiwillig dem Volke Gleichberechtigung und Freiheit gegeben. Auch die glänzenden Ruhmestaten unseres Heeres sind zum großen Teil Folgen sozialdemokratischer Aufklärung, Schulung und Bildung, sind Folgen gewerkschaftlicher Disziplin und Erkenntnis dessen, was der Krieg für die Arbeiterchaft bedeutet; wie ja auch die gepflegte Solidarität in Not und Kampf den Siegeslauf förderte. Jedenfalls ist das tausendmal zutreffender als die Phrasen, Religion und Rosenkranz hätten die Kriegserfolge ermöglicht.

Deshalb gilt es für uns auch, trach und standhaft zu bleiben; denn wir leben an England, wie das schaffende Volk in Not verläumert, wenn es bloß gewerkschaftlich und nicht auch politisch organisiert ist, und in den Parlamenten nicht seine tüchtige, eigene Vertretung hat. Die Phrasen von der Freiheit und Wohlfahrt des englischen Volkes, vom stolzen Britentum, trifft nur für die oberen Schichten zu. Alle die Schätze Indiens, Australiens und aller der herrlichen englischen Kolonien fließen in die unergündlichen Geldkäse der Lords und der Börsenaristokratie; das schaffende Volk in England, Schottland und Irland ist so arm wie Lazarus. In wenigen Händen liegt der märchenhafte Reichtum Englands. Frankreich hat ebenfalls mit Phrasen vom französischen allgemeinen Wohlstand, vom Recht und Macht das Volk umnebelt. „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“, — diese Worte höchsten Menschenglücks — hat man nach 1871 an jeder Kirche, an jedem Staatsgebäude eingemeißelt. Es sind aber nur Phrasen, Steine statt Brot und Bildung; ähnlich der Phrasen und dem Rügenwort vom „Zarbefreier“. Große Arbeit steht der deutschen freien Arbeiterchaft nach dem Krieg bevor, sie muß und wird vorangehen, um ihre nationalen und internationalen Pflichten unerjodeten und wirksam zu erfüllen. Sie wird auch den Gedanken nachrufen, daß die Entfesselung solcher entsetzlicher Kriege künftig nicht mehr in den Händen einiger Duzend adeliger Diplomaten, Interessenten und Hezer liegen darf. Das Wort des Kaisers muß im volkstümlichsten Sinne wahr werden: „Wie gehen herrlichen, freien Zeiten entgegen!“

Das wären so einige politische Reflexionen, eine Lese aus den Feldpostbriefen meines tiefblickenden Feldgrauen; nicht minder trefflich sind auch seine Szenenabbildungen von Schlachten, Märchen und Schützengrabenereignissen, an diehen hat aber die Presse keinen Mangel.

## Aus Feldpostbriefen.

### Was ein deutscher sozialdemokratischer Kriegsteilnehmer in Frankreich lernt...

Aus der Gegend von Bohain in Nordfrankreich, einem schönen Landstrich nördlich von St. Quentin, schreibt unserem Parteiorgan in Frankfurt a. M. ein Hanauer Kriegsteilnehmer:

Die Gegend ist wunderschön, es geht bergauf, bergab, im Tale die Bahn und der Kanal. Ich bin ziemlich durch die deutsche Gasse gewandert, aber eine so fruchtbare Gegend mit solch blühenden Dörfern, die alle noch stehen, weil hier kein Kampf war, habe ich wirklich noch nicht gesehen. Hier hat Schiller das Wort: „Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Gabe.“

Aber die Sache hat einen Pferdesch. Wer da annimmt, daß die Bewohner dieser reichen Dörfer glücklich sind, irt sich, nur wenige haben dieses herrliche Land in Besitz. In jedem Dorfe steht ein großes Schloß, mit allem Komfort ausgestattet. Da sitzt der größte Gutsbesitzer, daneben noch einige Großbauern und dann breitet sich das Massenelend der Landarbeiterschaft. Politisch sind die Leute frei, wirtschaftlich aber so gebückt, daß es ein Skandal ist. 2 Frank Tagelohn für Frauen, also 1,60 Mk. und 3 bis 4 Fr. für die Männer. Dazu elende Wohnungen ohne Deckenverhüllung, mit Steinboden. Nicht kühlerer Möbel und Betten, Hygiene mangelhaft. Und die Preise der Lebensmittel sind genau so wie bei uns: Ein Ei 12 Pf., Butter 1,80 Mk., Milch 25 Pf. Ich frage, ob die Preise sonst niedriger seien, bekam aber zur Antwort: „Nein, manchmal noch höher.“ Also die französischen Agrarier halten auf Preise.

Hier in Bohain sind Seidenindustrie, Band- und Stoffwebereien. Ich wohne in dem Haus eines Fabrikanten. Eine Wohnungsverrichtung mit allem Pomp. Mich interessierte es, festzustellen, wie die Arbeiterchaft dieser Industrie bestellt ist, und so begab ich mich in die Arbeiterhütten. Welches Elend! Zweikinderfamilien? Nein, jedes acht Kinder in einer Wohnung, wenn man es so nennen kann, den die Wohnungen sind alle besetzt mit Spulmaschinen, an denen Heimarbeit verrichtet wird. Die Männer sind meistens im Kriege oder als Zivillistengene in Deutschland. Die Wohnungen bestehen gewöhnlich aus einem großen Raum, ein bis zwei „Betten“, das heißt aus Matratzen mit schmuckigen Decken; in einem Bett liegen vier Kinder, zwei oben, zwei unten. Das andere Bett ist Ehebett, Mutter, Vater und das jüngste Kind liegen in demselben. Ein Tisch, ein kleinerer Schrank, einige Wandbretter mit wenigem Küchengerät — das ist das ganze Hab und Gut dieser armen Teufel. Welcher Kontrast auch hier! In der Wohnung des Fabrikanten alles in Samt und Seide, keine Gemäde, die reinsten Prunkstücken. Ruder, Schminke, Parfüm, komfortable Einrichtungen, wo nur der Pfad hintritt. Nach dieser Einrichtung zu urteilen, muß die Dame des Hauses mehr an Schminke und Ruh verbrannt haben als eine solche Arbeiterfamilie Geld zum Leben bekommt.

So ging ich von einer Hütte zur andern, stellte mich vor als deutscher Sozialist, der sich auch im Kriege für die Lebensweise der Arbeiter interessierte, und überall das selbe Bild. Die Leute sind gedrückt und stumpfsinnig, von Organisation in deutschem Sinn wissen sie nichts. Sozialisten sind sie fast alle ohne Ausnahme, aber sie erwarten von den Führern alles und sehen ihre ganze Karte auf die politische Macht während sie beim geschlossenen

nen Kampf in Gewerkschaften mit einem kühlen Köpfeleuten gegenüberstehen.

Alles in allem genommen, ist mein Eindruck folgender: Wir haben in Deutschland, zum Beispiel im Erzgebirge oder in der Spielwarenindustrie in Thüringen oder bei den fränkischen und sächsischen Webern sowie bei den fränkischen Korbmachern, noch recht traurige Verhältnisse, aber so traurig, wie ich sie hier fand, sind sie doch nicht. Unsere Seiden- und Samtwäber in Elberfeld, Warmen, Lempe, Wermestrichen, Krefeld usw. stehen der hiesigen Textilarbeiterchaft gegenüber mindestens um 40 Prozent besser in der Bezahlung und Lebenshaltung. Da lernt man so recht die Tätigkeit der deutschen Gewerkschaften hochschätzen. Und wenn ich da in der „Volksstimme“ lese, daß es in Deutschland noch immer Arbeiter gibt, die aus ihrer Gewerkschaft austreten, weil sie angeblich nicht genug erreichen, so wünsche ich diesen Leuten, daß sie sich einmal die hiesigen Verhältnisse ansehen, dann würden sie zu einer anderen Ansicht kommen. Auch mandem Medner, der uns das französische Paradies predigte, möchte ich sagen, daß es nötig ist, nicht nur Paris bei Tag und Nacht kennen zu lernen, um ein Urteil über Verhältnisse eines Landes zu erhalten, sondern, daß es nötig ist, ein Land und Volk von allen Seiten zu betrachten.

So wie ich Frankreich bisher betrachtete, gefällt es mir gar nicht, da ist mir Deutschland um 50 Prozent lieber. Die Schul- wie Gomburg v. d. H.), entsprechen nur den einfachsten, primitivsten Verhältnissen. Ich muß rücksichtslos bekennen, in manden kleinen Dörfern des Vogelsberges (wo wir auch noch primitive Schulverhältnisse haben), sind die Schulhäuser denen von hier gegenüber Paläste.

Und noch etwas finde ich überall scheußlich und um hundert Jahre zurückgeblieben: das sind die hygienischen Verhältnisse. Bohain zum Beispiel hat noch keine Wasserleitung, sondern noch Ziehbrunnen. Die Klosetts sind einfache Löcher in einer Hofede mit Zementboden, eine Holzgirte davor und damit basta! Eine schöne Wasserleitung, einen Sitz mit Kanal und Deckel findet man nirgends und Kanalisation ebenfalls nicht.

Alles in allem genommen geht mein Urteil dahin: Wir haben in Deutschland noch sehr wenig politische Freiheit, wir haben noch viel, viel Arbeit, um die gesamte Arbeiterklasse auf eine höhere Kulturstufe zu heben, für einen großen Teil noch bessere wirtschaftliche Verhältnisse zu schaffen; wir haben noch harte Kämpfe nach dem Kriege um politische Freiheit und Rechte zu führen; aber in der Kultur stehen wir in Deutschland bedeutend höher als Frankreich, soweit ich es gesehen habe. Und je mehr ich es mir betrachte, desto mehr sage ich mir: wir haben viel zu verlieren, auch als Arbeiterchaft, wenn Deutschland verloren wäre.“

## Vermischtes.

**Flahbauten im Bodensee.** Die N. Zür. Ztg. schreibt: Jedesmal im Frühjahr, wenn der Ostwind mit rasender, ununterbrochener Vehemenz über die dunkelblaue Seefläche weht, und die Schaumwellen sich in rhythmischen Interballen an der Burgauer Ufer brechen, wirbelt sich der auf dem „Woh“ gelegene Schlamm und Sand auf und triibt das sonst kristallhelle Wasser auf Tage hinaus. Mächtige Eisschollen bohren sich hintereinander in den lehmigen Grund und schieben die mit Kalk und Moos bedeckten Steine zu runderlichen Haufen. Gaben die Elemente endlich ausgetobt und hat sich das eilige Seewasser wieder geflärt, so zieht der lundige Flahbauortlicher seine Barke vom Ufer und hält auf seinem neuveränderten Gebiete Umschau. Zur Ausrüstung gehört eine 4—5 Meter lange Stange, an deren Ende eine kräftige Jange sitzt, die sich durch eine Schnur öffnen und schließen läßt. Der Boden eines „Bootes für Tiefseeforschungen“ ist übrigens in der Mitte, ähnlich einer Jappelinschen Zirkuskabine, mit starkem Spiegelglas durchbrochen und gestützt so, um beschadet der flüchtigen Zimmerwellechen, auf den Seegrund zu blicken. Jange und die ab und zu nötige „Ganbbaggermaschine“ erfordern naturgemäß etliche Hebung.

Ob man nun eine der zahlreichen, vom Weststurm geschickten Buchten des Untersees befährt oder im „Konstanzer Triebter“ vom Frauenpahl oder der „Rauenog“ angefangen gegen den Obersee rudert, überall finden sich Taufende und Wertausende runderlicher, hölzerner Stumpen, die kaum oder nur wenig aus dem schlammigen Seegrund hervorragen. Das sind die Leberreste einigiger keltischer Wohnhütten, der Flahbauern. Bald erkennt auch der Laie, daß diese Flahle nicht plan- und regellos in den See getrieben wurden, sondern daß sie die Fundamente von Hütten, Brücken und Wehrdämmen darstellten, die, unter sich verbunden, ganze Dörfer bildeten. Derartige Stationen kennen wir im Bodensee etwa 70. Die meisten davon liegen auf Schweizer Seite, nur wenige an den geschützten Stellen des Neberlinger- und Obersees auf deutschem Gebiet. Die Nordufer sind eben dem heftigen Westwinde zu sehr preisgegeben, und zudem liegt deutscherseits die „Galbe“, das heißt der Steilabfall der „Woh“ zur Tiefe, meist nahe an dem Ufer. Der verfügbare Platz ist also dementsprechend beschränkt. Zwischen den vom Wasser abgenugten Flahkreiten liegen da und dort Topfcherben, Steinbeile, Knochen, Feuerstein splitter und ähnliche Leberbleibsel einer uraltschichtlichen Kultur. Man schätzt die Sinterablagung des Bodensees auf etwa einen Millimeter pro Jahrtausend. Nur ein Geübter vermag in einer Tiefe von mehreren Metern die durch wechselnde Infrustrationen stark in der Form veränderten Gegenstände zu erkennen und sich durch Energie und Ausdauer eine wertvolle Sammlung anzulegen. Im Frühjahr und Sommer wächst der See um 2—3 Meter, und dann ist außerdem das Wasser durch organische Substanzen, wie Blütenstaub usw. vollkommen getrübt. So ist es denn in jeder Beziehung ein „kalter Sport“, im schwankenden Schiffelein zu stehen und nasse Steine aufzuheben. Wer aber seine heimischen Gewässer und die stets von neuem fesselnde Archäologie liebt, der sühlt die schneidende Kälte nicht und spottet über die anglistischen Warnungen Lebervorsichtiger.

Leider sind am Bodensee die Funde aus der Flahbautenzeit fast ausschließlich auf die Steingezeit beschränkt. Die Befinder der Bronze fanden nur ganz vereinzelt in dieser Gasse; sie hatten sich dafür in der Westhälfte heimischer angeheht. In den Museen von Konstanz und Friedrichshafen, sowie im schweizerischen Landesmuseum in Zürich ist eine stattliche Anzahl schöner Fundstücke angehäuft. Wichtig wäre es, daß sich Interessenten finden, um Mittel und Wege zu schaffen, damit auch die ganzen Flahbautstationen des Bodensees kartographisch aufgenommen werden könnten, ähnlich wie dies in Württemberg, Bayern und der Westhälfte bereits geschehen ist.

## Heiteres.

Das Letzte. Oesterreich wollte doch die italienischen Ansprüche im allgemeinen befriedigen, was wollen sie denn jetzt noch? „Giede.“ (Jugend.)